

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 8-9

Artikel: Wie es in Frankreich kam...
Autor: Payot, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie es in Frankreich kam

Von René Payot.

In einem Krieg, der beinahe die ganze Welt umfaßt, mußte die Lage eines bedeutenden Staates, der sich bemüht hat, zwischen zwei Lagern neutral zu bleiben, recht unbequem sein. Die Männer um Marschall Pétain, Zivilisten wie Militärs, die im Juni 1940 um Waffenstillstand baten, hatten geglaubt, daß der Krieg bald mit dem Siege Deutschlands enden würde, und daß — bei Verzicht auf Fortsetzung des Kampfes von den Kolonien aus — ihr Land durch Verständigung mit dem Sieger alles zu gewinnen hätte. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieser Entschluß richtig war; um jedoch die Entwicklung der Lage Frankreichs bis zu den tragischen Momenten dieser Tage zu verstehen, muß man feststellen, daß die Regierung von Bordeaux sich bezüglich der Dauer des Krieges geirrt hatte. Ihrer Ansicht nach sollte der Waffenstillstand ein Übergangsstadium von kurzer Dauer sein, aber er hatte bereits 28 Monate gedauert, als die bisherige Entwicklung mit der Besetzung Nordafrikas durch die alliierten Mächte ein plötzliches Ende nahm. In dieser einzig in der Geschichte dastehenden Verlängerung eines anormalen Zustandes liegt die tiefe Begründung der stets neu auftretenden Schwierigkeiten, mit denen Frankreich zu kämpfen hatte und die nun durch einen Schicksalsschlag, der in der Geschichte wohl einzig dasteht, gekrönt worden sind.

Die Franzosen sind Juristen-seelen; sie haben einen heiligen Respekt vor dem geschriebenen Wort. Sie betrachteten den Waffenstillstand als provisorisches Abkommen und waren bemüht, ihn einzuhalten. Marschall Pétain ist von einer unantastbaren Rechtschaffenheit; er ist vorsichtig, zurückhaltend und begünstigt versöhnliche Lösungen; er liebt keine „Komplikationen“, was bei einem Greis schließlich verständlich ist. Er wird nie der Mann kühner Entschlüsse oder waghalsiger Taten sein. Er wollte, wie er selbst einmal sagte, „faire la planche“ — auf dem Rücken schwimmen —, d. h. das Land dem Kriege fernhalten, es mit niemandem verderben, wobei er durch wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Reich Deutschland gewisse Dienste zu erweisen bereit war und damit für Frankreich Vorteile herauszuholen hoffte (Befreiung von Kriegsgefangenen, Beschaffung von Rohstoffen usw.). Dieser „Attentismus“ entsprach durchaus der Natur des Marschalls. Das Programm war vernünftig; es war, wie man gesehen hat, sogar zu vernünftig für eine so bewegte Zeit, in der die Geschehnisse sich überstürzten. Ob es wollte oder nicht — Frankreich mußte infolge seiner geographischen Lage, seiner natürlichen Reichtümer, seiner fast unverfehrt gebliebenen Flotte und der strategischen Bedeutung seines Kolonialreiches bald indirekt wieder in den Konflikt hereingezogen werden und die Folgen tragen. Mit Syrien, Madagaskar nahmen sich

die Engländer, was ihnen nützlich erschien, und die Deutschen verlangten, was sie brauchten.

Jeder dieser außenpolitischen Vorgänge hatte seine Rückwirkungen im Innern. Gewisse Kreise im Lande sind England feindlich gesinnt; sicher ist aber, daß die „Kollaboration“ in den breiten Massen schon vor der Besetzung des ganzen Landes kein Fortschritte gezeitigt hatte; im Gegenteil, je länger der Krieg dauerte, desto mehr verloren die Befechter einer Annäherungspolitik mit dem Reich an Boden. War ihre Doktrin auch in manchen Beziehungen berechtigt, so war sie doch zu verstandesmäßig, um eine Bevölkerung mitzureißen, die unter der Anwesenheit der Besatzungstruppen leidet und ihr schließlich alle Übel, die sie bedrücken, zuschreibt. Auf Seiten der Deutschen bestand sicherlich die ehrliche Absicht, die Sympathien der Franzosen zu gewinnen; es wäre ihnen vielleicht auch gelungen, wenn sie sofort nach ihrem Siege in der Lage gewesen wären, Frankreich einen gerechten und wohlwollenden Frieden anzubieten. Infolge der Umstände konnte jedoch dieses psychologische Moment nicht ausgenützt werden; die militärischen Notwendigkeiten zwangen das Reich, von Frankreich einen immer größeren wirtschaftlichen Beitrag zu fordern, ohne dafür einen Ausgleich bieten zu können. Und so gewann das Volk allmählich die Überzeugung, daß die Kollaboration einseitig sei. Das genügte, um sie unpopulär zu machen — trotz aller Bemühungen der Regierung, welche die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchte. Die Ausweisungen jüdischer Flüchtlinge, das Los der Elsaß-Lothringer, die Anwerbung der Arbeiter verletzten das Empfinden des Volkes; dieses versteifte sich immer mehr; und die Regierungsstellen konnten — und können zumal heute — kaum noch auf die freiwillige Mitarbeit des Landes rechnen. Das Land verehrt weiterhin den Marschall; aber es ist klar, daß es schon seit langem immer weniger verstand, wohin es geführt werden sollte.

Es war die ständige Tragödie der Regierung, dem Volk kein Programm vorlegen zu können, das seine Einigung zu bewirken und seine Hoffnungen aufrechtzuerhalten vermochte. Sie mußte an die Vernunft appellieren, während man die Massen nur durch das Gefühl gewinnen kann. Jedes Kabinett mußte, nachdem es einer gewisse Zeit am Ruder war, feststellen, daß die Spaltung immer tiefer wurde; auch hierdurch erklärt sich, zum Teil wenigstens, der starke Verbrauch an Politikern in Frankreich seit der Einführung des neuen Regimes. Man hat der Dritten Republik die Unbeständigkeit ihrer Regierungen vorgeworfen; es scheint jedoch, daß der „Etat Français“, der in Bordeaux geschaffen wurde, ihr darin um nichts nachstand. Mit verwirrender Geschwindigkeit kamen und gingen die Minister — Opfer des Druckes von Außen oder innerer Konflikte —, ohne daß die öffentliche Meinung je über den Grund ihres Ausscheidens informiert werden konnte. Die Führer mußten schweigen und zu alledem der Presse eine Zensur auferlegen, deren Schärfe wohl in

Europa ohne Gleichen war und ist; aber diese Politik des Schweigens in einer Zeit, wo der Rundfunk die Nachrichten aus aller Welt verbreitet, vergrößerte nur noch das Mißtrauen. Um regiert zu werden, sagte Jacques Bainville, müssen die Völker ihre Zustimmung geben; die Führer müssen die Wünsche des Volkes in Taten umsetzen können und die Völker müssen zu ihren Führern Vertrauen haben. Ohne diese tiefe Übereinstimmung und ohne dieses gegenseitige Vertrauen fällt ein Volk eben bald Unruhen und Zwistigkeiten zur Beute. Die Tatsache, daß das Ansehen des Marschalls stieg, als er von der „halben Freiheit“ sprach, die er genieße, beweist, wie groß das Mißbehagen war. Um wie viel größer ist es erst heute!

Die Regierung stieß nicht nur auf den mehr oder weniger verschleierten Widerstand gewisser Kreise; sie mußte auch denjenigen Rechnung tragen, die auf dem Wege der Kollaboration noch weiter gehen wollten, und die ein Militärbündnis mit dem Reich anstrebten und wohl noch heute anstreben. Doriot, Déat, Botschafter de Brinon und Benoist-Méchin, die sich in Paris aufhalten, zählen nicht viele Anhänger, aber sie genießen die Unterstützung der Besatzungsbehörden; sie verfügten somit über einen Einfluß, den sie geschickt für ihre eigenen Ziele auszunützen wußten; sie übten und üben einen ständigen Druck auf Vichy aus. Da sie ihre Karte auf den Sieg des Reiches gesetzt haben, möchten sie, daß Frankreich wenigstens jetzt seine abwartende Haltung aufgebe und offen in das Lager der Achse übergehe. Sie vertraten in Vichy stets die Forderungen des Reiches — ohne daß man sagen kann, ob diese Forderungen immer so kategorisch waren, wie sie es manchmal behaupteten, wenn es sich darum handelte, eine Demission oder eine Ernennung zu erwirken. Sie haben einen rührigen Vertreter im Kabinett, in der Person des ehemaligen Kommunisten Paul Marion, jetzt einer der Gehilfen von Doriot, der als Unterstaatssekretär das wichtige Informationsministerium leitet, welches die öffentliche Meinung kontrolliert und sie ohne großen Erfolg zu beeinflussen suchte.

Man sieht, wieviele Einflüsse sich in diesem Kurort von Vichy geltend machten, der durch die Tücke der Zeit zum Sitz der Regierungsmacht wurde und wo Minister und Beamte in Hotelzimmern hausten. So wurde diese Ortschaft zu einer großen „Potinière“, wo die verschiedensten Meinungen aufeinanderstießen. Diese Verschiedenheit der Meinungen, der Strömungen und Ansichten war und ist eines der Merkmale des heutigen Frankreichs; da sie weder im Parlament, das abgeschafft wurde, noch in der Presse, die einer strengen Aufsicht unterliegt, zum Ausdruck kommen konnte, äußerte sie sich in Gesprächen. Es gibt zwar keine Abgeordnetenversammlung mehr in Frankreich; aber die Couloirs sind geblieben, und man darf ruhig sagen, daß sich die politischen Gepflogenheiten kaum geändert haben.

Diese Tatsache hat im übrigen nichts Verwunderliches, da Frankreich im Juni 1940 keine Revolution im wahren Sinne des Wor-

tes durchgemacht hatte.. In Bordeaux war es nicht eine organisierte Partei mit einem festen Programm und Kadern gewesen, welche die Macht ergriff, wie es beispielsweise in Deutschland bei der Regierungsübernahme durch die Nationalsozialisten war. Der Marschall hatte wohl gewisse Reformen geplant, die er mit Hilfe seiner Mitarbeiter durchführen wollte. Er hat sie in einer Reihe von Reden, in Sinn und Form vollendet, dargelegt, die nunmehr in mehreren Bänden zusammengefaßt wurden. Aber in politischer Hinsicht war es nur ein Wechsel der Personen; das *Cabinet* *Reynaud* war durch eine andere Personengruppe ersetzt worden, die dann im Laufe der Entwicklung zahlreiche Änderungen erfahren hat. In zwei Jahren hat der „*Etat Français*“, der an Stelle der Republik, der „*Marianne*“, getreten war, sieben Unterrichtsminister verbraucht und das Außenministerium hatte bereits vier Minister an seiner Spitze.

Diese Unbeständigkeit wurde nicht ausschließlich durch innerpolitische Umstände hervorgerufen; in den meisten Fällen waren diese Umgestaltungen auf persönliche Gegensätze und geschickt eingefädelte Intrigen zurückzuführen. Jede Persönlichkeit glaubte sich zum Minister berufen. Man sagte, daß jeder Soldat Napoleons seinen Felbherrnstab im Tornister trüge. Es scheint der Traum eines jeden französischen Politikers zu sein, Mitglied der Regierung zu werden. Die Dritte Republik ist verschwunden, aber die Gewohnheiten sind geblieben. Früher stürzten die Ministerien, wenn die Kammer ihnen das Vertrauen entzog; unter dem Regime von Vichy lösten sie sich durch geheimnisvolle Einflüsse auf; man erwürgte sie im Dunklen. Was soll das anderes besagen, als daß die Umwälzung eine bloße Palastrevolution war und daß im Grunde die Revolution erst noch hätte kommen müssen? Es gelang dem Marschall, einige Ideen, die ihm besonders am Herzen lagen, in die Praxis umzusetzen: die „*Charte du Travail*“ und die Gesetze zum Schutze der Familie sind ein gutes Reformwerk; aber die Gruppe von Männern, die im Jahre 1940 die Macht ergriff, hatte keine einheitliche Auffassung, keinen Plan zur eigentlichen Organisation des Staates. Der Parlamentarismus war im Sturme untergegangen, nachdem seine eigenen Vertreter unter dem erschütternden Eindruck der Niederlage selbst ihr Todesurteil gefällt hatten; er wurde aber durch nichts ersetzt; im übrigen verdankte paradoxerweise gerade der Mann, der die republikanischen Institutionen abschaffte, seine politische Karriere dem Parlament, und er hat alle Denkgewohnheiten eines Parlamentariers beibehalten: den Instinkt für Kombinationen, die Kunst, mit Menschen zu manövrieren, die vielleicht übertriebene Neigung zu „*finassieren*“, das Bemühen, die Dinge „*unter vier Augen*“ ins Reine zu bringen.

Pierre Laval war es, der im Augenblick des Zusammenbruches aus seiner Zurückgezogenheit hervortrat und in Bordeaux das morsche Gebäude der Dritten Republik niederriß. Während einer Krise erreicht man durch geschicktes und hartnäckiges Handeln stets sein Ziel. Dank der Unterstützung, die ihm der Marschall gewährte, dank der Mitarbeit einiger

hundert Kollegen, Senatoren und Abgeordneten, die seine Freunde waren, gelang es ihm in jenen kritischen Tagen, in der Regierung Paul Reynaud die Mehrheit für den Waffenstillstand zu erhalten und später die Demission des Kabinetts und des Präsidenten Lebrun, eines ehrlichen, aber ziemlich energielosen Menschen, zu erwirken. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß Laval selbst eigentlich keinerlei Partei und keinerlei Gruppe hinter sich hatte. Übrigens war er während seiner ganzen Karriere stets ein Einzelgänger gewesen; zwischen den parlamentarischen Gruppen schwankend, verstand er es, sich überall Menschen zu verpflichten und zu Freunden zu machen. Er gelangte zur Macht nicht als Chef einer Partei, sondern dank den Zufällen des parlamentarischen Spieles; er trat zurück, sobald die Umstände ungünstig erschienen und verstand es mit fast orientalischer Geduld, die Wiederkehr der Gunst des Schicksals abzuwarten.

Seit dem Zusammenbruch im Sommer 1940 ist Laval zweimal an der Macht gewesen. Vom Marschall als zu seinem Nachfolger bestimmt, wurde er von diesem im Dezember 1940 abgesetzt, da der Marschall den Eindruck gewonnen hatte, daß Laval eine persönliche Politik treibe, ihn über die Ereignisse nicht auf dem Laufenden halte und ohne seine Zustimmung mit den Besatzungsbehörden verhandle. Anläßlich der Überführung der Asche des Herzogs von Reichstadt nach Paris wollte Laval, daß der Marschall der Feier beimohne. Seine Umgebung riet ihm jedoch von der Reise ab, mit der Begründung, daß es nicht angebracht wäre, die deutsche Truppenparade in Paris abzunehmen und daß sein Mitarbeiter im übrigen die Absicht hege, ihn in der besetzten Zone, und zwar in Versailles, festzuhalten, während er, Laval selbst, mit der Regierung seinen Sitz in der Hauptstadt haben würde. Der Marschall, von Alibert und Pehrouton — den damaligen Justiz- und Innenministern — beraten, entrüstete sich; Laval wurde nach Vichy zurückberufen, aus dem Kabinett ausgeschlossen, und während einiger Tage stand er sogar unter polizeilicher Bewachung, zur großen Empörung des Herrn Abetz, dem deutschen Botschafter in Paris, der nach Vichy eilte, um seine Befreiung zu erwirken. Es war ein wahres Drama im Serail. Der Marschall gab später zu, daß er vielleicht nicht ganz genau unterrichtet war und trug dem Ausgebooteten an, wieder in die Regierung einzutreten — jedoch nicht als Außenminister. Laval lehnte ab, da er wußte, daß seine Stunde noch einmal schlagen würde, weil die höchsten Persönlichkeiten im Reich eine derartige Behandlung des ersten französischen Staatsmannes, der seit der Niederlage von Hitler empfangen worden war, nicht zulassen würden. Der Tag der Vergeltung ließ 14 Monate auf sich warten — aber er kam. Die Rückkehr Lavals im Mai 1942 wurde von der Pariser Presse und den Kollaborationisten in der Hauptstadt geschickt vorbereitet. Sie gaben Vichy zu verstehen, daß die Deutschen immer unzufriedener seien, daß sie die Absicht hätten, da die Verständigungspolitik keine Fortschritte mache, einen Gauleiter für das besetzte Frankreich einzusetzen und daß Laval abermals die Regierung übernehmen müsse,

um das Vertrauen wiederherzustellen. Es ist schwer zu sagen, ob diese Einschüchterungskampagne gegen Bichy wirklich auf bestimmten Tatsachen beruhte; sie führte jedoch zum Ziel, und der Marschall entschloß sich, den verabschiedenen Minister zurückzurufen.

Wir haben diese beiden widerspruchsvollen Episoden erwähnt, weil sie die Hintergründe der französischen Politik beleuchten und beweisen, in welchem Maße die Politik Bichy's stets den verschiedensten Einflüssen unterlag. Auf dieser unruhigen Bühne kamen und gingen die Menschen wie in einem Marionettentheater, während der Drahtzieher dem Außenstehenden unsichtbar blieb. Der nun in Deutschland gefangen gehaltene General Wehgand, der eine Art Prokonsul in Nordafrika geworden war, und General de la Laurencie, Vorgänger von Herrn de Brinon bei den Besatzungsbehörden, sowie Außenminister Flandin wurden auf Wunsch der Deutschen beseitigt. Die Minister Alibert, Peyrouton und Carcopino gingen im Strudel der Innenpolitik unter. Unterstaatssekretär Benoist-Méchin, der seinerzeit in Paris das Komplott zum Sturze Laval's vorbereitet hatte, wurde abgesetzt, nachdem Admiral Platon Laval einen Brief des Verschwörers, der ihm zugegangen war, gezeigt hatte. Der ehemalige Landwirtschaftsminister Leroy-Ladurie reichte während eines Ministerrates seine Demission ein. Ich übergehe die zahlreichen hohen Beamten, Generale und Botschafter, die entweder versetzt oder verabschiedet wurden.

Als Herr Laval im Mai 1942 die Leitung der Geschäfte mit erweiterten Befugnissen zum zweiten Mal übernahm, glaubte er, dank seiner Anpassungsfähigkeit, seiner Geschicklichkeit und des Vertrauens, das er bei den Deutschen genoß, sein Schiff zwischen den äußeren und inneren Gefahren durchsteuern zu können. Die Engländer liebt er nicht; er wirft ihnen vor, zwischen den beiden Weltkriegen gegen ihn intrigiert zu haben und pflegt gerne zu sagen, daß sie ihn immer wieder auf ihrem Wege finden werden. Aber mit den Amerikanern wollte es Laval nicht verderben, weil er stets hoffte, einmal den Vermittler spielen zu können, falls der Krieg keine Entscheidung herbeiführen würde. In der Frage der Antillen hatte er sich im Stillen bereits mit ihnen geeinigt; er war seinerzeit froh, daß die Amerikaner die Handelsbeziehungen mit Nordafrika wieder aufgenommen hatten und er hätte — und hat — von sich aus nie die Initiative zu einem Bruch mit Washington ergriffen.

Was aber sein Verhalten Deutschland gegenüber anging, so kann man nicht sagen, daß Laval, wie Andere, nach der Niederlage zum Kollaborationisten geworden wäre. Er war kein Anhänger des Krieges; einige Jahre vor dessen Ausbruch hatte er eine Unterredung mit General Goering und Mussolini. Man erinnere sich auch, daß er während des abessinischen Konflikts versucht hatte, die Anwendung der Sanktionen zu verhindern. Als Frankreich niedergerungen war, glaubte er — vielleicht, weil er es herbeiwünschte —, daß England bald geschlagen sein würde; er erklärte eines Tages General de la Laurencie gegenüber, daß die Deutschen noch im Laufe

des Monats Oktober — 1940 — in London einziehen würden. Anläßlich einer Tagung der Präfekten, die kurz vor dem jüngsten Umschwung stattgefunden hatte, bemerkte er, Hitler habe den Krieg bis jetzt gewonnen — und nichts ließe vermuten, daß er ihn verlieren würde. Aus dieser Überzeugung heraus versuchte Laval, mit Deutschland zu einer Einigung zu gelangen, um den bestmöglichen Frieden abzuschließen; als Patriot war er gewiß vor allem bestrebt, das nationale, aber auch das koloniale Territorium zu retten. Er glaubte, daß die Friedensbedingungen weniger hart sein würden, wenn Frankreich seinen Wunsch, sich Deutschland zu nähern, durch Taten beweisen wollte. Die Konzessionen, die er machte, sowie die Opfer, die er zu bringen bereit war, waren nach seiner Ansicht moralische Guthaben für den Moment, da allgemeine Verhandlungen zur endgültigen Liquidierung des Krieges beginnen würden. Es ginge hier nicht — so behauptete er — um eine Frage des Vertrauens oder um Großzügigkeit; er war und ist überzeugt, daß Deutschland dasselbe Interesse wie Frankreich an einer Verständigungspolitik habe.

Diese Politik hat Laval mit einer Beharrlichkeit vertreten, die sich auch durch die stets erneuten Forderungen der Besatzungsbehörden nicht beeinträchtigen ließ. Deutschland befindet sich mitten im Kriege und ordnet alles den militärischen Anforderungen unter; so erklärten sich seine Forderungen nach Bereitstellung von Arbeitern, von Eisenbahnmateriale, von Produkten der Industrie und Landwirtschaft und schließlich von Schiffsraum — Forderungen, deren Erfüllung den französischen Behörden oft die größten Schwierigkeiten bereitete. Gewiß taten diese stets ihr Möglichstes, um die Deutschen zu befriedigen; aber die Bevölkerung hatte eben das Empfinden, daß ihr für die Opfer, die man von ihr verlangte und die sich in ständig größeren Entbehrungen ausdrückten, kein Ausgleich gewährt werde. Rüdiger Wächter, der ein großer Diplomat war, sagte einmal, daß man auf dem Gebiet der deutsch-französischen Verständigung mit der Vorsicht des Jägers vorgehen müsse, weil jeder übereilte Schritt eine ungünstige Reaktion auslöse. Die Kollaboration mußte umso größeres Mißtrauen erwecken, als die Forderungen größer als die gebotenen Vorteile waren. Die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes sah nur die unmittelbaren Nachteile des Systems, und im Grunde genommen hat es die Politik des ständigen Nachgebens nicht verstehen können. Als Laval die Regierung zum zweiten Male übernahm, konnte er von sich sagen, daß er der unbeliebteste Mann in Frankreich sei. Heute ist das vielleicht nicht mehr so unbedingt der Fall.

Aber es zeigte sich, daß Laval Mühe hatte, die Zustimmung des Volkes zur Verwirklichung seiner Projekte zu erlangen, die er doch benötigte. Trotz der rührigen Kampagne, die er im Sommer führte, war es ihm nicht möglich, 170 000 spezialisierte Arbeiter zu bewegen, nach Deutschland zu gehen. Erst der jüngste Umschwung hat hier, in freilich eindeutiger Weise, Wandel geschaffen. Das Anwerben von Freiwilligen hatte keine

wesentlichen Ergebnisse gezeitigt, obwohl ihre Abreise die Befreiung eines Kriegsgefangenen für je drei Arbeiter zur Folge haben sollte und die Löhne weit höher sind als in Frankreich. Das Volk wollte eben seinen Führern gar nicht immer folgen; und darin lag die Tragödie dieses Landes, daß die Regierung mehr oder weniger gezwungen war, Handlungen vorzunehmen, die die Massen in Erstaunen oder Verwirrung setzten. Da Laval nichts unternehmen wollte, was seine Annäherungspolitik durchkreuzen konnte, wagte er es z. B. nicht, seinen Mitbürgern die Maßnahmen bekanntzugeben, die er ergriffen hatte, um die Rechte Frankreichs zu wahren. So wurden die zahlreichen Protestnoten gegen den Anschluß von Elsaß-Lothringen an Deutschland, die dem Reiche übergeben wurden, stets geheimgehalten. Dem französischen Volke war das Schicksal vieler Elsässer und Lothringer wohl bekannt, da Hunderttausende die annektierten Gebiete verlassen mußten und jetzt über ganz Frankreich verstreut leben; aber es wußte und weiß nicht, daß die Regierung gegen die Eingliederung Einspruch erhoben hatte, da sie dem Waffenstillstandsabkommen und dem internationalen Recht widersprach.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob die Regierung trotz ihrer täglichen Schwierigkeiten im allgemeinen eine andere Haltung hätte einnehmen können. Um die Entwicklung der Lage Frankreichs bis zu dem jüngsten Umschwung zu verstehen, genügt es, die politischen Voraussetzungen des inneren Mißbehagens zu kennen, das infolge der Verlängerung eines anormalen Zustandes — des Waffenstillstandes — eben immer weiter anwachsen mußte.

Wenn nun Frankreich ein Schicksalsschlag von denkbarer Schwere getroffen hat, so bilden die jüngsten Ereignisse doch nur die logische Folge dieses Zustandes. Sie bedeuten den Mißerfolg einer Politik, die darin bestand, zwischen beiden kriegführenden Parteien zu schwanken, die Vereinigten Staaten nicht zu verstimmen und trotzdem mit Deutschland zusammenzuarbeiten. Es war vorauszusehen, daß die Alliierten am Tage, da sie die Offensive ergreifen würden, ihre Gegner vorerst auf französischem Boden, also indirekt, zu treffen suchen würden. Und so ist es auch gekommen. In wenigen Tagen verlor die Regierung von Vichy gleichzeitig ihre Autorität über die noch unbesezt gebliebene Zone, wie über Nord-Afrika. Am Ende mußte sie nun auch ihre Flotte und die Reste der ihr verbliebenen Armee verlieren. Indem sie einzig und allein nur den militärischen Notwendigkeiten gehorchten, kümmerten sich die kriegführenden Parteien weder um Abkommen noch um diplomatische Gepflogenheiten. Die Amerikaner besetzten Marokko und Algerien und die Achse antwortete mit der Besetzung der Freien Zone und mit der Landung in Tunesien. Beide Operationen hatten sowohl den Abbruch der diplomatischen Beziehungen Frankreichs zu den Vereinigten Staaten als auch die Erledigung des Waffenstillstandsabkommens, das provisorisch die deutsch-französischen Beziehungen regelte, zur Folge. Herr Laval, der den Ehrgeiz hatte, eines Tages den Vermittler

zwischen beiden Parteien zu spielen, steht nun allein da, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als den Mißerfolg der von ihm geführten Politik festzustellen.

Trotz des dringenden Appells des Reichskanzlers Hitler in seinem Aufruf an das französische Volk und in seinen Briefen an Marschall Pétain zeigt sich deutlich, daß die französischen Massen weniger denn je geneigt sind, zu kollaborieren; die dafür nötige Atmosphäre konnte nicht geschaffen werden; in seinem tiefsten Innern steht das Volk den Bestrebungen, den militärischen Kampf an der Seite des Reiches wieder aufzunehmen, feindlich gegenüber. Die Besetzung der Freien Zone ist reibungslos vor sich gegangen; aber die Zurückhaltung der Bevölkerung läßt keinen Zweifel über ihre Gefühle aufkommen.

Zudem haben die erstaunlichen Ereignisse auf militärischem Gebiet, die sich jetzt abspielen, eine psychologische Rückwirkung bei einigen französischen Führern hervorgerufen, die trotz der offenbaren Unterstützung, die sie Herrn Laval gewährten, ihn weder persönlich mochten, noch seiner Politik zustimmten. Der Fall des Admirals Darlan, der zum Nachfolger des Marschalls Pétain bestimmt war, ist bezeichnend. General Nogues, der gemäß dem Befehl des Marschalls Marokko verteidigt hatte, und viele andere haben sich ihm angeschlossen. Und so sehen wir, wie sich eine Art französischen Direktoriums in Afrika bildet; dieses bleibt zwar der Person des Marschalls treu, der — offensichtlich in Voraussicht der Ereignisse — seine Machtvollkommenheit für das afrikanische Imperium Admiral Darlan übertragen hatte; aber seine Handlungen verschmelzen sich mit denen der Alliierten, denen der General Giraud schon seinen angesehenen Namen zur Verfügung gestellt hat. Es ist überdies bekannt, daß militärische Persönlichkeiten Frankreichs den Amerikanern bei der Vorbereitung ihrer Invasionspläne ihre Hilfe gewährt haben.

So vollzieht sich in den französischen Kolonien eine Umgruppierung der führenden Elemente gemäß ihren natürlichen Neigungen. Frankreich befindet sich in der Lage, in der es sich befunden hätte, wenn die Regierung im Juni 1940 keinen Waffenstillstand unterzeichnet, sondern nach der Kapitulation der Armee im Mutterlande sich nach Nord-Afrika zurückgezogen hätte. Das Land wäre einfach besetzt worden, wie es heute, nach 28 Monaten, der Fall ist. Es gibt eben in der Geschichte eine unerbittliche Logik.

Allein es ist möglich, daß das Schicksal, das heute Frankreich erleidet, ihm dienlich sein wird. Es wird vielleicht die innere Verbundenheit schaffen, die ihm fehlte. Und die tragischen Ereignisse von Toulon, bei denen Seeoffiziere und Matrosen ihr Leben opferten, um die Flotte vor einem Übergriff zu retten, werden sicherlich dazu beitragen. Statt durch verschiedene Regime getrennt zu sein, leben heute alle Franzosen unter den gleichen Bedingungen: sie erleiden alle den Druck und die Lasten der Besetzung. Was weder dem Marschall noch seiner Regierung gelungen ist,

schaffen die Umstände. Es bedurfte seinerzeit der Niederlage von Jena und der Besetzung Preußens, um in diesem Lande das Gefühl der nationalen Einigkeit zu erwecken. Sollte sich dasselbe nun in Frankreich ereignen? Das ist der Wunsch aller, die der Ansicht sind, daß ein zu neuem Leben aufgewecktes Frankreich für den Wiederaufbau Europas unentbehrlich ist.

Über Begriff und Wert der Haltung.

Von Edgar Schumacher.

Es mag zu den ältesten Erkenntnissen der Menschheit gehören, daß Glück und Unglück Dinge sind, die ihren Charakter aus dem Wesen dessen empfangen, der sie trägt. Man spürte etwas wie den Anfangsgrund des Menschlichen selber in dieser seltsamen Tatsache des Nicht-völlig-Ausgeliefertseins an das Geschehen. Es lag ein Widerspruch darin und eine Verheißung: der Widerspruch zu dem großen, ehernen Gange der Natur; die Verheißung einer besonderen Bestimmung. Man sah, wie die Geschöpfe alle widerspruchslös den Weg der Notwendigkeit gingen; und man erfüllte auch, daß diese Ergebung allein die Existenz tragbar mache, ja sogar die Fähigkeit zur Freude auf diesem Weg zwischen Abgründen offen lasse. Aber es war augenscheinlich, daß dies nicht der Weg des Menschen sei. Seine Bestimmung ging nicht nach der Ergebung, sondern nach der Überwindung hin. Hier trat das Tragische in sein Dasein, und es war gewiß, daß ihm der Kampf als Lebensinhalt zugebracht sei, und zwar nicht der animalische Kampf aller gegen alle (der freilich immer auch mitging, da er Geschöpf unter Geschöpfen blieb), aber der Kampf um die seelische Integrität gegenüber dem, was man unter den Gesamtbegriff des Schicksals einordnete.

Die Weisheitslehren der alten und der neuen Zeit handeln von der Taktik dieses Kampfes. Und ihre gemeinsame Voraussetzung ist die, daß die Möglichkeit des Sieges dem Menschen gegeben ist. Seine Formen freilich sind die verschiedensten, von jener primitiven, harten Lösung der Alten, daß „der Ausgang offen stehe“ zu den sublimsten Überwindungslehren der offenbarten Religionen. Und daß das Tragische dieses Gefechtes tief empfunden wurde, davon reden die großen Sagen von der Empörung wider die Götter und von der Strafe der Empörer; davon zeugt die Liebe, mit der die gleichnißhafte Gestalt eines Prometheus durch die Jahrhunderte mitgenommen und unter immer neuen Aspekten verklärt wurde:

„... a symbol and a sign

To mortals of their fate and force“ (Byron).